



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Freericks, Hermann: Massalia

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die aber männlichen Gestalten gegenüber fast immer versagt; ihre Frauen sind oft eigentümlich, immer lebenswahr gegeben. Das zeigt ihre erst jetzt veröffentlichte Jugendarbeit „Gunhild Kersten“ (4. Aufl., Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1904) schon überall. Das Charakterbild der Gunhild Kersten ist in einem klaren Aufbau aufgeführt vom Beginne bis zum Gipfel, die Männer, besonders Gunhilds eigentlicher Gegenspieler, haben etwas romanhafte, lebensunwahre. Das Buch ist eine starke Talentprobe — aber der Abstand der spätern Werke von diesem frühen ist nicht eben groß. Über „Liselotte von Reckling“ (Berlin, S. Fischer, 1904) ließe sich genau dasselbe sagen wie über „Gunhild Kersten.“ Es fehlt nur das Jugentliche dieser Arbeit, und darum ist mir „Gunhild Kersten“ lieber.

Ich stehe wieder auf dem Leipziger Markte. Und so mache denn ein Leipziger den Beschluß. Kurt Martens, der Großstädtische, schließt sich nicht übel an Frau Neuter an, so seltsam sich seine „Katastrophen“ (Berlin, Egon Fleischel & Comp., 1904) neben Frau Schulze-Smidt oder Weidemann ausnehmen. Es ist ein gut geschriebenes, höchst amüsanter Buch; amüsanter ist das richtigste Wort. Einmal werden „Probleme“ angerührt, aber eben nur angerührt. Sonst bleibt es Unterhaltungslektüre, aber freilich geschmackvolle, in gutem Deutsch geschriebene. Und besonders dem gräßlichen Zeug gegenüber, das uns gemeinhin als „Humoreske“ verzapft wird, sind einzelne dieser geschmackvollen Geschichten erfreulich.

Heinrich Spiro



Massalia

Von Hermann Freericks in Münster i. W.



on der zinnengekrönten kleinen Feste aus der Zeit der letzten Kreuzzüge, von Aigues-Mortes, das mit Rip van Winkels verwunderten Augen in die fremdgewordne Welt zu starren scheint, kam ich am Nachmittage nach Marseille: aus der Stadt des Todes und der Vergangenheit in eine Stadt lebendigster Gegenwart. Zwar ist diese Gründung jonischer Griechen fast zwei Jahrtausende älter als der Kreuzfahrerhafen, aber sie erfreut sich wie die griechischen Götter einer ewigen Jugend. Der erste Anblick berührt fast wie ein Theatereffekt. Man ist etwa sieben Minuten durch die Nacht des längsten französischen Tunnels gefahren: plötzlich öffnet sich der Berg, und im Sonnenglanze liegt mit ihren hellgrauen Felseninseln die weite blaue Bucht von Marseille da. War es das Entzücken über diese an die Heimat erinnernde Landschaft, war es die Voraus-sicht, daß sich am sichern Hafen eines solchen Golfes eine mächtige Stadt entwickeln müsse, oder veranlaßte die größere Entfernung von den kriegerischen Gigurern die Griechen aus Phokäa, ihre Schiffe hier ans Land zu ziehen und sich Hütten zu bauen? Jedenfalls faßte die von der kleinasiatischen Heimat gänzlich losgelöste Kolonie Massalia Wurzel, wuchs und streute weithin Samen

aus. Nach Osten und nach Westen besiedelten die Massalier die gallisch-ligurische Küste; eine ihrer Gründungen trug den stolzen Namen Nicäa (das heutige Nizza), eine Trutzfestung, die an der Stätte eines Sieges über die Ligurer erbaut wurde. Aber diese Griechen waren nicht nur Eroberer und Händler, sie erfüllten eine größere Kulturmission, indem sie den Anbau von Wein und Weizen in der neuen Heimat einführten. Der Segen, den sie schufen, Tausende ihrer Münzen, die im Gebiete des Mittelmeeres gefunden worden sind, Inschriften und Schriftsteller erzählen uns von Massalias Macht und Bedeutung, aber an Ort und Stelle redet fast nichts mehr von dem, was einst war. Es ist, als spräche diese Stadt: Ich bin noch groß, ich lebe noch ein volles, reiches Leben, was kümmert mich das Vergangne? Laßt die Toten ihre Toten begraben! Das ist jedoch nur der erste Eindruck; wir finden bald, daß sich die Stadt ihrer Herkunft bewußt, daß sie auf ihre gelehrten griechischen Söhne, auf Pytheas und Euthymenes stolz ist, und daß es auch an wohlverwahrten Reliquien aus der Griechenzeit nicht fehlt. Von den beiden Museen gibt das große im Palais Longchamps freilich nur durch das Werk eines Malers Antwort auf unsre Frage nach der griechischen Vergangenheit. Da es jedoch von keinem geringen Künstler geschaffen ist, verlohnt es, einen Augenblick dabei zu verweilen.

Auf die eine Schmalwand des Treppenhauses hat Puvis de Chavannes das Fresko gemalt: „Marseille als griechische Kolonie.“ Aber man meint kein Bild, sondern einen Ausblick in die Wirklichkeit vor sich zu haben. Die graue Farbe der Wand nimmt, leicht ins Gelbe getönt, die Mitte des Gemäldes ein: es ist ein Frühlingmorgen aus Massalias ersten Zeiten. Am Strande sind die Männer zu kriegerischer Übung, zu Rat und Rede beisammen. Rechts von ihnen stehen wie aufmarschierte Hopliten die Kriegsschiffe: stolz und kühn recken sie das Haupt und spähen hinaus über die See, bereit, jedem Feinde entgegenzufahren, vielleicht auch nach Beute lüstern, denn der Seeraub war in dieser guten alten Zeit ein ehrliches Handwerk. Vor den Schiffen aber breitet sich das dunkle Feld ihrer Taten aus, von sonnenhellen Inseln und zahlreichen Segelbooten belebt: denn Fischfang ist die tägliche Beschäftigung dieser Griechen; um guten Fang und glückliche Heimkehr zu erlangen, lassen sie dem Poseidon zu Ehren am Strande den Opferaltar rauchen. Indes sind die Frauen daheim um Haus und Herd beschäftigt: wir schauen im Vordergrund rechts Mägde, die Fische braten; Knaben sehen ihnen zu. Die Herrin aber zeigt zwei andern Frauen ein zartes Schleiergewebe; sie selbst hat es am Webstuhl geschaffen, und ihr Auge ruht mit Wohlgefallen auf der gelungenen Arbeit; sie vergißt ganz, daß sie in der erhobnen Rechten einen Halschmuck hält, den ihr der Gatte von glücklicher Ausfahrt mitgebracht hat. Zum Vordergrund empor gehen andre Frauen, um Wasser zu holen, und links von ihnen sehen wir im Mittelfelde ein großes Werk im Werden: einen Tempelbau, um sich den Maurer, Steinmetzen und Bildhauer mühen. Wir zweifeln nicht, er wird der Artemis von Phokäa geweiht sein, der Göttin, deren Bild auch die ältesten Münzen Massalias zeigen.

Wollen wir auch steinerne Zeugen des Artemiskultes sehen, so müssen wir uns in das zweite Museum im Borelypalaste auf dem Prado begeben. Hier finden

wir bald zwischen manchem Unbedeutenden einen wertvollen, unvergleichlichen Schatz aus der ersten Zeit jonischer Ansiedlung, einen ganzen Friedhof der phokäischen Auswanderer. Es sind 47 Steintempelchen, die 1863 bei einem Bau aufgedeckt wurden. Im Durchschnitt ist jede dieser Kapellen vielleicht einen halben Meter hoch: drinnen sitzt in einer Nische eine Frau, mit einem langen Gewande bekleidet; ihre Hände ruhen auf den Knien, doch scheint sie in einigen dieser Darstellungen einen jungen Löwen auf dem Schoße zu halten. Man hat lange in diesen Funden Reste karthagischer Kunst zu erkennen geglaubt. Seitdem aber in der Nähe von Phokäa ein sehr ähnliches Tempelchen aus demselben Stein gefunden worden ist — es ist ein Kalkstein, der in Kleinasien der phokäische hieß —, kann kein Zweifel bleiben, daß wir in diesen kleinen Kapellen Denkmäler der Menschen haben, deren Tun und Treiben uns Puvis de Chavannes anschaulich macht. Die sitzende Figur stellt Artemis dar, die alte Stadtgöttin von Phokäa, deren künstlerischer Typus der Gründungszeit von Massalia entspricht. Die Tempelchen wurden unter einer mehrere Meter hohen Schuttschicht dreiviertel Meter über dem gewachsenen Boden gefunden, alle dicht beieinander und umgeworfen. Was liegt näher, als an die Begräbnisstätte der ersten Ansiedlergeneration zu denken? In die neue Heimat nahm der nordische Auswanderer eine Hand voll Erde mit vom Grabe seiner Väter, die Massalier setzten auf die Gräber ihrer Lieben einen Stein aus den heimatlichen Bergen Phokäas, aber der Stein war geformt zu einem Tempelchen, und drinnen saß als Hüterin des Grabes die Göttin ihrer Mutterstadt.

Im Borehnmuseum finden wir jedoch nicht nur die Denkmäler der toten Gründer: vor den Kapellen steht eine Steintafel, die von den Taten der Lebenden Zeugnis ablegen kann. Sie wurde im vorigen Jahrhundert auf dem Boden Marseilles gefunden, aber sie trägt keine griechische, sondern eine phönizische Inschrift: eine Aufzählung des Einkommens der Baalspriester. Lange glaubte man aus der Form der Buchstaben schließen zu müssen, daß die Inschrift jünger sei als die Gründung Massalias, und daß demnach in dieser Stadt Griechen und Karthager friedlich nebeneinander gewohnt hätten. Aber ein solches Zusammenleben in diesen unduldsamen Zeiten war schon von Haus aus unwahrscheinlich. Neuerdings ist denn auch nachgewiesen worden, daß die Schrift älter ist als die griechische Ansiedlung in Gallien. So legt also dieser Fund der phönizischen Inschrift die auch sonst bestätigte Vermutung nahe, daß die Phokäer nur nach Besiegung und Vertreibung der Karthager die Bucht von Massalia in ihren Besitz bringen konnten.

Ließen wir uns zuvor gern von Puvis Künstlerphantasie leiten, so berührt uns jetzt ein Hauch des wirklichen Lebens, wo wir die Spuren von Kampf und Sieg und die Steine vor Augen sehen, die von der Treue gegen die alte Heimat und ihre Götter zeugen. Fragend spähen wir umher, um aus den antiken Resten die Stufen aufzubauen, die uns von den Anfängen zu der Höhe der hellenischen Kunst emporführen. Denn diese Kunst hat auch in Massalia gelebt und geblüht. Cicero nennt die Stadt das gallische Athen, Plinius rühmt sie als Stätte der Bildung, Inschriften erzählen von Gymnasien und Ephebensiegen, zahllose Münzen von der Pflege des Kunsthandwerks. Enttäuscht

mustern wir die spärlichen Überbleibsel einer verschwundenen Kultur: manches ist allerdings verschleppt worden; so ist eine in Marseille gefundene Aphrodite jetzt in Lyon. Dafür sind freilich aus andern Gegenden Funde ins Borelynmuseum gekommen, die wenigstens teilweise die Lücken ausfüllen. So können wir uns eine lebhaftere Vorstellung machen, wie es etwa zweihundert Jahre nach Massalias Gründung auf seiner Begräbnisstätte aussah, wenn wir eine schöne attische Grabstele betrachten. Ein Gatte nimmt Abschied von der vor ihm sitzenden Frau; ihm zur Seite steht die Amme, die das Wickelkind an die Brust drückt und so der scheidenden Mutter die stumme Versicherung gibt, daß sie das Kleine in sorgender Liebe behüten wird. Kopf und rechte Hand der Amme fehlen, aber die linke Hand genügt schon, die treue, tätige Dienerin zu kennzeichnen. Und wie sprechend wirkt neben der knochigen, kräftigen Hand der Sklavin die kurze, fleischige, feinfingrige der Herrin: eine Charakteristik, die an die berühmten Hände auf Tizians Zinsgroßchen erinnert. War dieser Grabstein auch einer attischen Mutter gesetzt, mancher ähnliche mag um dieselbe Zeit Massalischen Toten errichtet sein. Zahlreicher sind Massalische Denkmäler aus der Kaiserzeit, das interessanteste für uns ist aber auch nicht einheimisch: es ist ein griechisches Schülerschreibheft: vier Täfelchen aus Sykomorenholz; die mittlern Tafeln sind auf beiden Seiten, die beiden Außentafeln nur auf der Innenseite mit Wachs überzogen. Der etwas vorspringende Rand zeigt die Löcher, durch die der bindende Faden lief. Danach besteht das Schülerschreibheft also aus sechs Seiten, die mit großen eckigen Buchstaben auf dem von der Zeit geschwärzten Wachs angefüllt sind. Wir lesen und finden zehnmal denselben Satz:

Der Nebstod, den der Herr mit Wasser trinkt,
Er lohnt es doppelt ihm mit reinem Wein:
Sei fleißig!

Zehnmal derselbe Satz! Sollte man schon im griechischen Altertum die bedenkliche Strafe des zeh- und des hundertmaligen Abschreibens gekannt haben, und sollte die Schlußmahnung vielleicht den Grund der Bestrafung andeuten, die Faulheit? Glücklicherweise findet sich der Beweis, daß wir eine Schreibübung vor uns haben. Wie bei unsern Abschützen sind, und zwar mit der Nadel, sorgfältig die beiden Linien gezogen, zwischen denen sich die Buchstaben zu halten haben. Diese, ungewöhnlich groß, eckig und steif, verraten deutlich die unbeholfene Kinderhand. Dreimal hat der Lehrer sein „gut“ dazugesetzt und einmal statt eines eckigen einen abgerundeten Buchstaben daneben geschrieben. Orthographische Fehler hat er nicht verbessert, vielleicht nicht bemerkt, vermutlich kam es ihm nur auf die Schrift an. Wie unsere kleinen Schreibschüler hat auch der griechische Knabe Namen, Jahr und Tag verzeichnet: so erfahren wir, daß an einem Sonntag um das Jahr 300 n. Chr. dieses Heft geschrieben ist. Welchem Umstande mag es seine Erhaltung verdanken? Es ist mit ihm zusammen noch eine Holztafel gefunden worden, die im Schranke daneben steht; auf diese sind von derselben Hand Buchstaben mit Tinte geschrieben: offenbar auch eine Anfängerleistung. So scheint es wahrscheinlich, daß ein zärtlicher Vater die ersten Schreibübungen seines Kindes liebevoll aufgehoben und sie dann in trauriger Resignation dem frühverstorbenen Träger schöner Hoffnungen mit ins

Grab gegeben hat. Denn aus einem ägyptischen Griechengrabe sind diese Funde nach Marseille gekommen.

So arm das Borelynmuseum auch an wirklichen Kunstwerken und Massalischen Resten sein mag, von griechischem Leben erzählt es also doch; aber immer wieder drängt sich uns die Frage auf: Wie erklärt es sich, daß die griechische Kulturstätte fast spurlos unter der modernen Großstadt verschwunden ist?

Vieles mag noch der Boden bergen — nur dem Zufall verdanken wir die wertvollsten Funde, wie die der Grabdenkmäler —, denn dieser Boden hat viel erlebt.

Jahrhunderte schon bestand Massalia, Ligurern und Galliern zum Trotz. Als die Gallier bedrohender wurden, suchte es Schutz in der Freundschaft Roms. Aber diese Freundschaft, die es übrigens auch in Roms schweren Stunden zur Zeit des punischen und des teutonischen Schreckens treu bewahrte, ist schließlich auch den Massaliern verhängnisvoll geworden. Als gegen Ende der Republik Rom in inneren Kämpfen rang, da verloren die klugen Händler die feine Witterung für die stärkere Sache: sie unterstützten den Pompejus. Dafür wurde die Stadt von Cäsar belagert und erstürmt. Manches Kunstwerk mag von dem Sieger nach Rom geschleppt worden sein, wenn er auch die griechischen Tempel und Denkmäler nicht zerstörte. Diesen kam aber bald ein gefährlicherer Feind aus dem hellenisierten Orient. Angezogen und gefördert durch die hier herrschende Sprache der Septuaginta faßte das Christentum ganz früh in Massalia Fuß. Ein Ausdruck dieser Tatsache ist die Legende, als Apostel der neuen Lehre sei der vom Tode erweckte Lazarus dorthin gekommen. Schon früh müssen dem christlichen Glauben die heidnischen Tempel Massalias gewichen sein. Die hohe Verehrung, die im Mittelalter die Wallfahrtskapelle Notre Dame de la Garde genoß, legt den Gedanken nahe, daß sie ebenso an die Stelle eines Dianenheiligums getreten ist wie die Marienkirchen Araceli und Sopra Minerva in Rom an die Stelle von Juno- und von Minervatempeln. Auch die Hauptkirche, die Kathedrale von Marseille, ist eine Marienkirche. Macht schon der frühe Sieg des Christentums ein schnelles Verschwinden der heidnischen Tempel wahrscheinlich, so sind an dem spurlosen Untergange der griechischen Bauten die Schicksale des christlichen Massalia schuld. Westgoten, Burgunder und Sarazenen haben nacheinander die durch Macht und Reichthum anlockende Stadt erobert, geplündert und zerstört, sogar in der ersten Zeit der französischen Herrschaft ist sie noch einmal im Sturm genommen worden. Daneben ist sie öfters durch Brand verheert worden. Wenn schon die römischen Päpste das Kolosseum und das Pantheon als bequemen Steinbruch für ihre Bauten betrachteten, können wir uns da wundern, wenn die heimgesuchten Bewohner zum Bau neuer Hütten und Mauern die Reste alter Denkmäler verwandten? Was konnten dem griechischen Händler auch die stummen Zeugen einer toten Vergangenheit bedeuten? Der tätige Mensch hat im allgemeinen nicht Zeit und Stimmung zum Kulte dessen, was war. Diese mit mehr Talent als Charakter ausgestatteten Griechen suchten und wußten erst recht alles in lebendige Gegenwart zu verwandeln. Auch ihre Enkel haben trotz vielfacher Blutmischung diesen Geist bewahrt: ihr Triumphbogen ist dafür ein bezeichnendes Denkmal.

Ursprünglich bestimmt, den Trocaderostieg des Herzogs von Angoulême zu verherrlichen, wurde er nach dem Ende der bourbonischen Herrlichkeit im wesentlichen den Siegen Napoleons des Ersten geweiht. Während des zweiten Kaiserreichs trug er eine Widmung an den dritten Napoleon und heute wieder die Inschrift:

Der Republik das dankbare Marseille.

Treue Pflege der Reliquien einer vergangenen Zeit darf man also bei diesen Menschen nicht voraussetzen: mit dem Christentum haben sie die Erinnerung an das Heidentum, die an das Kaisertum mit der Republik getilgt.

Aber es ist ihnen nur äußerlich gelungen; die griechische Vergangenheit ist zu stark, als daß sie nicht immer wieder aus dem Dunkel emporfliege. So ist das größte Werk, das im vorigen Jahrhundert von der Stadt Marseille geschaffen worden ist, ein wenn auch unbeabsichtigtes, so doch unbestreitbares Denkmal der ersten griechischen Ansiedler aus Phokäa. Inmitten der beiden großen Palastmuseen von Longchamps, auf derselben Höhe, zu der die wasserholenden Frauen auf Puvis de Chavannes Bild emporwandeln, erhebt sich, durch stolze Säulenhallen mit ihnen verbunden, ein hochragendes Ehrentor. Es ist der Eintrittsbau der gewaltigen Wasserleitung, die auf fast hundert Kilometer Entfernung das Alpenwasser der Durance nach Marseille holt. Durch den Bogen zieht zwischen zwei Frauengestalten, die durch ihre Attribute als Wein und Weizen kenntlich sind, die Göttin ein, auf einem von vier Stieren gezogenen Triumphwagen. Diese Stiere erinnern den Kundigen sogleich an einen Stier auf der Rehrseite alter Massalischer Münzen. Noch redet die Bewegung von dem angeborenen Ungeßüm des Tieres; aber seine Stärke ist gebändigt, besiegt fällt es ins Vorderknie: ein Symbol der Wasserkraft, über die der Mensch Herr geworden ist. Lebhafter aber noch denken wir beim Anblick des andern Denkmals daran, daß die Phokäer als wertvollstes Geschenk zwei Kulturgewächse in die neue Heimat mitbrachten, zwei Gaben, die noch heute Frankreichs Reichthum und zum wesentlichen Teile auch Marseilles Handel ausmachen: den Wein und den Weizen.



Gräfin Susanna

Von Henry Harland

(Fortsetzung)



Susanna, die gegen den rauhen Stamm ihrer Ulme gelehnt saß, sah die lange schattige Allee hinunter und schien nachzudenken. Hier und da warf die Sonne, wo sie in einem deutlich durch die Dämmerung gleitenden Lichtstrahl einen Weg durch das Blättergewirr fand, goldige Flecken auf den braunen Boden. In ihrem weißen Kleid, mit dem ihre Stirn lose umgebenden Lockengewirr, einer leichten Röde auf ihren Wangen, mit den nachdenklichen Augen — halb nachdenklich und halb lächelnd, sah sie sehr lieblich, sehr anziehend, sehr warm und verheißend weiblich, sehr liebens- und begehrenswert aus, und es ist kein Wunder, daß Anthony, dessen Augen auf ihr ruhten und sie verzehrten, eine heftige Bewegung in seinem Herzen empfand.